

Christiane Spies

MOND
HERZ

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Gerne empfehlen wir Ihnen weiteren spannenden Lesestoff
aus unserem Programm – schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem
Stichwort »Mondherz« an: fantasy@droemer-knaur.de



Originalausgabe März 2012

Knaur Taschenbuch

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Gedicht auf Seite 7 aus: Barbara G. Walker »Das geheime Wissen
der Frauen«, © 1993 Zweitausendeins Versand Dienst GmbH,

www.Zweitausendeins.de

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: plainpicture/Arcangel/Mark Owen

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50848-0

2 4 5 3 1

1. KAPITEL

Buda, Juni 1455

Veronika strich sich über die feuchte Stirn. In der Kapelle war es kühler als draußen, doch immer noch heiß wie in einem Ofen. Fliegengesumm mischte sich unter das lateinische Gemurmel des Priesters, und in der Luft lag der durchdringende Geruch von Schweiß.

Sie ließ ihren Blick über die erhitzten Gesichter der Menschen schweifen, die sich dicht an dicht hinter dem Brautpaar drängten. Allesamt trugen sie kostbare Stoffe, Goldbrokat und Samt in farbenfroher Vielfalt, und während sich die Herren und Ritter mit reich verzierten Gürteln und Wämsern schmückten, trugen die Damen seidene Haarnetze und Schleppen, die in der Menge leicht zu Stolperfallen gerieten. Unter den edlen Gewändern staute sich unerträglich die Sommerwärme, und leise verwünschte Veronika den schweren, aufwendig gefältelten Stoff, der in diesem Sommer Mode war. Sie holte tief Luft, vergebens hoffend, dadurch Kühlung zu erhalten.

Vorne am schmalen Seitenflügel standen ihre Gastgeber, die Grafenfamilie Hunyadi. Sie sahen zwar nicht so barbarisch aus wie in den Erzählungen, die über sie kursierten, aber sonderlich freundliche Menschen schienen sie auch nicht zu sein. Graf Johann Hunyadi war klein und besaß kantige Gesichtszüge, mit finsternen Augen und einem scharf geschnittenen Falkenschnabel als Nase. Sein älterer Sohn Laszlo sah ihm auffällig ähnlich. Missmutig schlug er nach einer Fliege, die sich auf seiner Schulter niederlassen wollte. Seine Mutter ignorierte sein Gezappel. Sie stand so steif da wie eine Lanze und hatte strenge Falten in den Mundwinkeln. Vom jüngeren

Sohn Mathias sah Veronika nur den schmalen Rücken. Auf der Rückseite seines Mantels war ein Rabe eingestickt, das Wappen seiner Familie. Gebückt kauerte der blonde Knabe neben Elisabeth Cilli.

Veronika seufzte. Sie hätte ihrer Cousine wahrlich eine schönere Hochzeit gewünscht. Nun kniete Elisabeth vor Pater Anton, dem langweiligen Beichtvater der Cillis, in einem ebenso langweiligen Kleid, das ihre Tugendhaftigkeit betonen sollte, neben einem Jungen, der gerade erst dreizehn Jahre zählte. Auf ihrer anderen Seite standen ihre Mutter und ihr Vater, Graf Ulrich Cilli. Er gab mit der Heirat sein einziges Kind in die Hände der Hunyadis, seiner erbittertsten Widersacher im Königreich Ungarn. Im Gegenzug erhielt er die Aufsicht über Elisabeths jungen Ehemann. Er würde ihn mit an den Hof des Königs nehmen, wo er die meiste Zeit verbrachte. Ulrich Cilli war der Regent des ungarischen Königs und damit einer der wichtigsten Männer im Land.

Widerspruch gegen die Hochzeit war seiner Tochter nicht in den Sinn gekommen, auch wenn sie die Vermählung als Geisel in die Hände einer verfeindeten Familie führte. Wäre es Veronika ebenso ergangen, wenn ihre Eltern noch lebten? Sie trat unbehaglich von einem Bein aufs andere. Im Augenblick war sie froh darüber, nur Elisabeths Begleiterin zu sein und nicht selbst dort vorn zu knien. Seit zehn Jahren, seit ihre Eltern bei einem Brand ums Leben gekommen waren, lebte sie bei ihren Verwandten, der Grafenfamilie Cilli.

Veronika hatte die letzten Tage vor allem damit verbracht, ihrer Cousine tröstend zur Seite zu stehen. Elisabeth war ja erst vierzehn Jahre alt und starr vor Angst, seit sie vor wenigen Wochen ihre Heimat in der Steiermark zum ersten Mal verlassen hatte. Sie glaubte fest an die Schauergeschichten, die am Hof der Cillis über die Hunyadis kursierten. Man erzählte sich, dass sie riesige Hunde hielten, die darauf abgerichtet waren, Türken zu zerfleischen. In ihrer Festung in Temesch-

burg sollten überdies die Verlorenen, die Johann Hunyadi auf seinen Feldzügen getötet hatte, als Geister spuken. Veronika lief ein Schauer über den Rücken. Bald schon würde sie selbst erleben, ob diese Geschichten wahr waren, denn sie sollte Elisabeth nach Temeschburg begleiten.

»Pater noster, qui es in caelis.« Der Pater begann mit dem Vaterunser. Die Anwesenden falteten die Hände und erhoben ihre Stimmen zum Gebet. Auch Veronika stimmte mit ein.

»Sanctificetur nomen tuum. Adveniat regnum tuum.«

Ein seltsames Kitzeln im Nacken brachte sie dazu, den Blick wieder zu heben und sich umzusehen. Jemand beobachtete sie, ein Mann aus Hunyadis Gefolge. Das Haar fiel ihm ins Gesicht, und die Augen, die darunter blitzten, waren so dunkel wie die Borken der Schwarzerlen in ihrer Heimat. Seine Gesichtszüge waren wohlgestaltet, obwohl die Sonne seine Haut dunkel gebrannt hatte. Die dichten geschwungenen Brauen verliehen ihm etwas Verwegenes, das kaum zu dem festlichen Anlass einer Hochzeit passte. Sie runzelte die Stirn. Auch wegen seines Hemds aus schlichtem Linnen wirkte der Mann unter den vielen geschmückten Gästen fehl am Platz.

Wer er wohl war? Die wenigen Menschen, die in der Hauskapelle der Hunyadis Platz fanden, waren sorgfältig ausgesucht. Er musste bedeutender sein, als sein Erscheinungsbild zeigte.

»Fiat voluntas tua, sicut in caelo, et in terra.«

Manieren kannte er jedenfalls keine. Sooft Veronika auch verstohlen zu ihm hinsah, nicht einmal hatte er die Augen von ihr abgewendet. Während sie zunehmend irritiert die Worte des Gebetes murmelte, traf sie das erste Mal direkt seinen Blick. Er mochte vielleicht fünfundzwanzig Lenze zählen, doch seine Augen schienen uralte zu sein. Unwillkürlich erschauerte sie. Ihr schien, als könne er in ihrer Seele lesen wie in einem Buch, dessen Sprache nur sie beide verstanden. Wer war er? Sie verkrampfte ihre gefalteten Hände, die begonnen

hatten zu zittern. Ihre Lippen bewegten sich weiterhin zur lateinischen Litanei, während die Zeit stehenblieb.

»Et ne nos inducas in tentationem. Sed libera nos a malo. Amen.«

Erst als die Stimmen verklungen und der Pater über den gebeugten Köpfen das Kreuzzeichen schlug, wandte sich der Mann von ihr ab und sah wieder nach vorne.

Veronika biss sich auf die Lippen. Was hatte sein Verhalten zu bedeuten? Es kam manchmal vor, dass Männer ihren Blick suchten, doch nie verzichteten sie dabei auf ein anzügliches Lächeln oder mehrdeutige Gesten. Vor ihnen galt es sich zu hüten, denn meist waren es Lüstlinge, die jeden Rock hoben, den sie einfangen konnten. Ein paar von ihnen trieben sich immer in Ulrich Cillis Gefolge herum, der ebenfalls kein Sohn von Traurigkeit war.

Der Mann hatte sie jedoch angestarrt, ohne das geringste Gefühl zu zeigen. Als wäre sie eine Ware, die er abgeschätzt und schließlich für nicht würdig befunden hatte. Seltsamerweise war sie enttäuscht, obwohl sie ihn doch gar nicht kannte, und das ärgerte sie.

»Pah!«, entfuhr es ihr, was ihr ein paar verwunderte Blicke einbrachte. Sie schob ihr Kinn nach vorn und blickte stur geradeaus.

Als die Trauung vorüber war, schritt Elisabeth an der Hand ihres frisch Angetrauten durch die Kapelle. Die Menge hatte Mühe, weit genug zurückzuweichen, um dem Paar einen Weg frei zu machen. Veronika fand sich unfreiwillig an eine der französischen Rittergemahlinnen aus Gräfin Cillis Gefolge gepresst. Hastig entschuldigte sie sich bei der älteren Frau, die sich mit missmutiger Miene über ihr ärmelloses Surcot aus blauem Samt strich, als fürchtete sie, das Mädchen hätte ihr das Obergewand zerrissen. Veronika wandte sich ab und reckte sich auf die Zehenspitzen, um einen Blick auf Elisabeth zu erhaschen. Ihre Cousine hatte die Lippen angespannt auf-

einandergedrückt. Schweißtropfen glitzerten an ihren Schläfen. Mathias Hunyadi sah nicht viel glücklicher aus als sie. Vermutlich umklammerte Elisabeth seine Hand so fest wie eine Daumenschraube.

Schon öffnete sich die Tür, und grelles Licht fiel von draußen herein. Als das junge Paar in die Sonne trat, erschallten auf dem Hof laute Stimmen. Zuerst glaubte Veronika, dass es Hochrufe waren, doch dann schälten sich aus dem Stimmengewirr Worte heraus.

»Die Türken marschieren durch Serbien!«, hörte sie. »Sie haben bereits Novo Brdo eingenommen!«

Chaos brach in der Kapelle aus. Manche Ritter drängten nach vorne, und die meisten Anwesenden redeten mit fassungslosen Mienen durcheinander, einige gestikulierten wild. Veronika sah den dunklen Fremden, der sie beobachtet hatte, an Hunyadis Seite. Mit ernstem Gesichtsausdruck flüsterte er dem Grafen etwas ins Ohr. Der Feldherr sah blass vor Sorge aus.

Veronika wurde von den angsterfüllten Menschen hin- und hergeschoben. Auch in ihren Gedanken hallte ein einziger Satz. *Die Türken kommen!*

Plötzlich taumelte die Dame im blauen Samtsurcot neben ihr. »Mon Dieu, les Ottomans, ils viennent par ici!«, brachte sie keuchend hervor, dann fiel sie direkt in Veronikas Arme. Das Mädchen bewahrte gerade noch ihr Gleichgewicht, als sie die bewusstlose Französin mit beiden Armen umfing. Veronika schnappte nach Luft. Wie nah waren die Türken bereits? Am liebsten hätte sie die Frau fallen lassen und wäre hinausgerannt. Sie musste sich irgendwo verstecken!

»Vergebt mir, Euer Liebden, ich helfe Euch.« Ein älterer Mann legte ihr die Hand auf die Schulter, und im nächsten Augenblick hatte er ihr den schlaffen Körper der Französin abgenommen. Das eingestickte Wappen auf seinem seidenen Wams wies ihn als Hofbeamten des ungarischen Königs aus.

Veronika dankte ihm und bemühte sich, tief durchzuatmen. Nur allmählich klärten sich ihre Gedanken wieder, ebte die Panik ab. Sie hatten die Nachricht einer verlorenen Schlacht in Serbien erhalten, nicht mehr und nicht weniger. Vom Strom der Menschen ließ sie sich aus der stickigen Kapelle schieben, hinaus in den sonnigen Hinterhof.

»Veronika, sieh nur, wie schön er ist«, rief Elisabeth wenige Stunden später aus. Sie hob den fein gearbeiteten Handspiegel hoch in die Luft, so dass ihre Cousine sich darin sehen konnte. Veronika blickte in ein Gesicht, das umrahmt war von zerzausten hellblonden Locken. Ihre taubengrauen Augen verengten sich, als sie die Sommersprossen auf ihren Wangen musterte. Die Sonne brannte hier in Ungarn stärker als über den steiermärkischen Alpen. Unter der frisch gewonnenen Bräune waren ihre Wangen allerdings blass.

»Ein edles Geschenk«, murmelte sie.

»Das stimmt!« Elisabeths Augen glänzten wieder, seit sie das Festmahl verlassen hatten. Die frischgebackene Ehefrau räkelte sich auf dem Bett in den großzügigen Gemächern, die ihr im Stadthaus der Hunyadis zugewiesen worden waren, und packte ihre Hochzeitsgeschenke aus. Im Stockwerk unter ihnen war das Fest noch im Gange, doch Elisabeth hatte bereits kurz nach dem Abendessen über Erschöpfung geklagt und die Erlaubnis erhalten, sich mit Veronika zurückzuziehen.

Veronika war erleichtert, dass sich Elisabeth so schnell von den Strapazen der Hochzeit erholt hatte. Nur zwei Jahre jünger war sie als Veronika, und doch erschien sie der Älteren manchmal wie ein Kind. Vielleicht, weil sich Elisabeth so schwer damit tat, mit der erwachsenen Welt zurechtzukommen. Noch nie war das Nachdenken ihre Stärke gewesen, und manchmal schien es so, als würde sie im Geiste immer ein kleines Mädchen bleiben. Es war ein Glück, dass die Ehe zwischen ihr und

Mathias Hunyadi erst in einigen Jahren wirklich vollzogen werden sollte.

Auch der türkische Sieg über Novo Brdo schien Elisabeth nicht mehr allzu sehr zusetzen, seit sich die erste Panik der Hochzeitsgäste gelegt hatte. Einer der Ritter hatte den Mädchen erklärt, dass die Gefahr für Buda gering war, denn die serbische Handelsstadt lag viele Tagesritte von hier entfernt. Veronika hatte jedoch die Besorgnis in seinen Augen gesehen. Sie hatte während des Hochzeitmahls auch die ernstesten Mienen der anderen Männer kaum aus den Augen lassen können. Ihr Onkel Cilli war noch am gelassensten gewesen, doch der Feldherr Hunyadi schien von der schlechten Nachricht betroffen zu sein. Veronika verstand nichts vom Kriegshandwerk der Männer und hatte sich bisher auch kaum dafür interessiert. Doch nun wünschte sie, sie wüsste mehr darüber. Serbien war weit weg, aber es grenzte an Ungarn. Wie lange mochte es dauern, bis das Heer des Sultans gegen Buda marschierte?

Unruhig lauschte sie den Geräuschen des Festes, die gedämpft zu ihnen heraufdrangen. Nach Feiern war ihr nicht zumute, doch sie hätte gern den Gesprächen der Ritter zugehört, die gewiss weiterhin über die Niederlage von Novo Brdo debattierten. Sie schüttelte den Kopf. Es war Zeit, ihre trübe Stimmung zu vertreiben.

»Ob deine Gemächer in Temeschburg auch so schön wie diese sein werden?« fragte sie Elisabeth. Die Jüngere reagierte jedoch nicht, zu vertieft kramte sie in einem Schmuckkästchen.

Veronika erhob sich und schritt durch den Raum, der von Öllampen in gelblichen Schein getaucht wurde. Die Zimmer waren geräumig und mit einem Kamin ausgestattet, die Wände mit edlen Tapisserien bedeckt. Rings an den Wänden und um den Ofen standen geschnitzte Bänke, auf denen sich seidene Kissen türmten. Auch silberner Zierat und das

bleigefasste Butzenglas der Fenster zeugten vom Wohlstand der Hunyadis. Veronika hatte gehört, dass sie weit mehr Ländereien als die österreichischen Cillis besaßen. Graf Hunyadi als oberster Feldherr Ungarns verfügte sogar über ein eigenes Heer aus bezahlten Kriegsknechten, die ihn bestimmt ein Vermögen kosteten. Allerdings reichte sein Stammbaum nicht einmal drei Generationen zurück. Veronika verzog den Mund. *Bauerntrampel*, hatte ihn ihr Onkel einmal genannt. Die Cillis konnten auf eine Ahnengeschichte zurückblicken, die bis zum Geschlecht der Ottonen reichte, den ersten Königen des Heiligen Römischen Reiches.

Sie trat ans Fenster und blickte hinaus ins schwindende Licht der Dämmerung. Die Fenster waren noch offen, damit der kühle Abendwind die Sommerhitze aus dem Zimmer vertreiben konnte. Da das Haus der Hunyadis auf einem der höchsten Hügel der Königsstadt lag, konnte Veronika auf die Dächer hinabblicken, die sich wie ein breites Band aus Stein und Ziegel den Abhang hinunterzogen. Die heraufziehende Nacht hatte die Farben in ein fahles Grau verwandelt, nur unten in der Ebene glänzte silbern die Donau. Auf der anderen Seite des Flusses, wo sich das Dorf Pest befand, blinkten Lichter auf, wie Spiegelbilder der Sterne, die sich bereits vereinzelt am Himmel zeigten. Eine vage Sehnsucht schnürte Veronika den Hals zu. Wie gerne hätte sie sich einmal in der stolzen Stadt Buda umgesehen, von der sie schon so viel gehört hatte. Sie lehnte sich aus dem Fenster. Doch die stattlichen Mauern der Königsburg, die auf dem benachbarten Hügel thronte, konnte sie von hier aus trotzdem nicht sehen. Sie erspähte jedoch das wuchtige Schiff der Liebfrauenkirche, in der die ungarischen Könige gekrönt wurden. Und dort, der Schatten auf den glitzernden Wassern der Donau, war das nicht die Klosterinsel Margitsziget, benannt nach der heiligen Margareta? Elisabeths Mutter hatte ihnen auf der mehrwöchigen Reise nach Buda von der ungarischen Königstochter

erzählt. Margareta hatte zurückgezogen auf der Insel im Orden der Dominikanerinnen gelebt und sich ganz der Pflege von Kranken gewidmet. Die Heilkunst der Nonnen dieses Klosters galt auch heute noch als vorbildlich. Veronika seufzte. Ihr eigenes Leben war weniger vorbildlich, doch wohl ebenfalls so eintönig wie das einer Nonne.

Als hätte der Teufel nur darauf gewartet, sie zu verführen, raunte eine Stimme neben ihrem Ohr: »Lust auf ein Abenteuer?«

Sie zuckte schuldbewusst zusammen. »Anka. Schleich dich nicht immer so an.«

Anka war nur wenige Jahre älter als sie und vor zwei Jahren aus Semendria zu ihnen gestoßen. Sie war eine entfernte Verwandte von Elisabeths Mutter Katarina, der Tochter des serbischen Fürsten Brankovic. Wie diese sprach Anka mit einem groben slawischen Akzent. Er gab ihrem Wesen etwas Hartes, obwohl sie viel und gerne lachte. Sie drängte sich neben Veronika ans Fenster. »Die Gräfin hat sich zurückgezogen. Da ich ihr bei der Garderobe helfen muss, ist die Feier für mich ebenfalls vorbei.« Sie zog einen Schmolmund, doch dann grinste sie wieder. »Mein Bruder ist ganz in der Nähe.«

Veronika nickte nur. Anka betete ihren Bruder an, der am Hof des ungarischen Königs Ladislaus hier in Buda diente.

»Ich werde mich nachher mit ihm treffen«, sagte Anka.

»Was?«, fuhr Veronika auf.

Anka legte einen Finger auf die Lippen. »Sei still, sonst verrätst du mich noch. Ich wollte dich fragen, ob du mitkommen möchtest.«

Wollte die wilde Anka, wie sie genannt wurde, sich wirklich heimlich aus dem Haus schleichen? Veronika traute ihr das zu, denn sie hatte die Serbin schon mehrmals bei Verstößen gegen die gräflichen Vorschriften ertappt. Auf der Burg der Cillis war es allerdings möglich, sich manches zu erlauben. Der Graf verweilte als Regent von Ungarn meist am Hof des jugendlichen

Königs, seine Frau Katarina verließ dagegen ihren Burgflügel seit Jahren kaum mehr. Sie war eine fromme Anhängerin der griechischen Kirche und scheute die kritischen Blicke der steirischen Katholiken. Ihre Aufsicht über den Haushalt war so nachlässig, dass Veronika im Sommer zuweilen den Kirchgang versäumte, um sich in den Burggärten herumzutreiben. Gern stahl sie sich auch spätabends für einen Schwatz in die Küche und naschte von den kandierten Früchten. Dabei verhielt sie sich jedoch, wie sie meinte, wesentlich zurückhaltender als Anka, die sich lieber mit Männern herumtrieb als mit Küchenmägden. Sie zögerte, hin- und hergerissen zwischen Furcht und Neugier.

»Komm schon«, drängte Anka ungeduldig. »Uns wird niemand erwischen. Sie sind alle damit beschäftigt, über ferne Kriege zu palavern. Willst du wirklich in Buda gewesen sein, ohne ein einziges Mal durch die Straßen zu laufen?«

»Gut, ich komme mit.« Veronika war sich sicher, dass ihr Entschluss dumm war, doch sie konnte nicht anders. Wer wusste schon, wie lange die Stadt noch gegen die Feinde standhielt? Vielleicht war dies die letzte Gelegenheit, sie zu besichtigen. Ankas Augen blitzten. »Das wird lustig, du wirst schon sehen.« Sie sah sich nach Elisabeth um, die immer noch mit ihren Geschenken beschäftigt war und versonnen gähnte. »Die Kleine wird bald schlafen wollen. Wenn die letzte Glocke zur Nacht schlägt, drehst du ein Stundenglas um. Schleich zur Stiege auf der Rückseite des Hauses, sobald der Sand verronnen ist. Ich warte dort auf dich. Mein Bruder wird die Wache an der Pforte bestechen, damit sie unseren Ausflug für sich behält.« Sie blinzelte Veronika verschwörerisch zu, dann schlüpfte sie zur Tür hinaus zu der Kammer, die sie sich mit einer weiteren Frau aus dem Gefolge der Cillis teilte.

Anka behielt recht, Elisabeth kündigte tatsächlich bald an, sich schlafen legen zu wollen. Selbst jetzt mochte sie sich jedoch nicht von ihren neuen Spielsachen trennen. Veronika

half ihr, das Nachtgewand anzulegen und die Geschenke an ihrer Seite in einer Reihe aufzustellen. Dann löschte sie das Licht und legte sich neben sie, ihr Oberkleid und die Sanduhr griffbereit. Ihr Herz pochte so aufgeregt, dass sie fürchtete, Elisabeth könne es hören. Als ihr die Cousine nach einer Weile die Hand auf den Arm legte, keuchte sie vor Schreck.

»Entschuldigung«, murmelte das Mädchen verschlafen. Sie richtete sich ein Stück auf, ihre Augen zwei glitzernde Punkte in der Dunkelheit. »Veronika, wirst du immer bei mir bleiben?«

Veronika legte eine Hand auf die Brust, unter der ihr Herz immer noch ausschlug wie ein rebellisches Pferd. Zärtlich blickte sie zu Elisabeth hinüber. »So lange dein Vater es erlaubt, werde ich bei dir sein, ja«, erwiderte sie leise. Elisabeth seufzte, so dass sie sich beeilte hinzuzufügen: »Das wird bestimmt noch lange so sein.«

»Versprichst du mir das?«, fragte das Mädchen.

»Ich verspreche es dir.« Veronika fuhr ihr über das Haar und küsste sie auf die Stirn. Brennend durchfuhr sie das schlechte Gewissen, als sie daran dachte, dass sie ihre Cousine bereits in den nächsten Stunden hintergehen würde. »Schlaf jetzt.«

Als endlich das letzte Sandkorn durch den Glaskolben fiel, war der Lärm der Feiernden in den unteren Stockwerken längst verstummt. Veronika erhob sich mit klopfendem Herzen. Dass Elisabeth aufwachen und ihr Fehlen bemerken könnte, bereitete ihr keine Sorgen. Wenn ihre Cousine erst einmal schlief, dann gelang es nicht einmal Kanonendonner, sie vor dem Morgen wieder zu wecken.

Mit gerafftem Kleid huschte sie an den Kammern ihrer Tante Katarina und deren Gefolge vorbei, bis sie endlich die schmale Stiege fand, die auf der rückwärtigen Seite des Hauses entlangführte. Sie war für das Personal eingerichtet worden, und Veronika konnte nur hoffen, dass niemand um diese Zeit

noch einen Bediensteten losschickte, um ein spätes Nacht-
mahl zu bringen. Anka war noch nicht da. Veronika ging ein
paar Stufen hinab und ließ sich dann auf der hölzernen Trep-
pe nieder, lehnte den Kopf gegen die Holzwand, die sie vom
Hinterhof trennte. Über ihr wand sich die Treppe weiter nach
oben, zu den Lagerräumen und einem Turmzimmer, das, wie
ihnen die mürrische Gräfin Hunyadi erklärt hatte, der per-
sönliche Rückzugsort ihres Gatten war. Veronika hatte vorher
noch nie ein Stadthaus mit einem eigenen Turm auf dem
Dach gesehen. Die Hunyadis waren wirklich seltsame Leute,
dachte sie.

Die Zeit verstrich, ohne dass sich etwas regte. Hatte Anka
ihre Verabredung vergessen? Dumpfes Gemurmel drang aus
dem Stockwerk unter ihr, und unwillkürlich spitzte sie die
Ohren. Dort musste das Nebenzimmer des Saales liegen, in
dem sie gefeiert hatten, ein karger Raum mit einem Schreib-
pult und einfacher Bestuhlung. Jemand hatte während des
Festmahls die Tür offen stehen lassen, und so hatte sie hinein-
schauen können. Wer führte um diese Uhrzeit dort wohl noch
Gespräche?

Neugierig ging sie auf Zehenspitzen ein paar weitere Stufen
hinunter. Das Holz unter ihren Füßen knarrte sachte. Sie
beugte sich nach vorn und legte das Ohr an die Mauer. Jetzt
konnte sie die Stimmen besser hören. In einem der Sprecher
erkannte sie ihren Onkel Cilli, die anderen beiden waren ver-
mutlich die Hunyadis, Johann und sein ältester Sohn Laszlo.
Sie meinte den Namen der Stadt Novo Brdo aufzuschnappen.
Die Männer sprachen allerdings ungarisch, eine Sprache, von
der Veronika nur Bruchstücke verstand. Enttäuscht wollte sie
sich bereits abwenden, als unter ihr eine Tür laut klappernd
zugeschlagen wurde. Sie hielt die Luft an und drückte sich
gegen die Wand. Hastige Schritte erklangen und eine weitere
Tür wurde aufgestoßen.

»Euer Durchlaucht, ich muss Euch sprechen!« Es war die

Stimme von Pater Anton. Der Mann klang schrill und außer Atem. Er sprach deutsch. Veronika horchte angestrengt.

»Was gibt es so Dringendes?« In Graf Cillis gedehntem Tonfall schwang Ärger über die Störung mit.

»Kann ich Euch unter vier Augen sprechen?«

Cilli schnaubte. »Ihr könnt vor meinen Gastgebern offen reden.«

»Also gut.« Der Pater zögerte hörbar. »Ein Mann aus dem Haus Hunyadi hat bei mir soeben die Beichte abgelegt.« Als er weitersprach, verlor er seine Zögerlichkeit. Seine Stimme vibrierte nun vor Empörung. »Was ich gehört habe, ist so schändlich, dass ich das Beichtgeheimnis dafür aufheben muss. Graf Hunyadi verstößt mit seinem Treiben gegen jedes Gebot Gottes. Ihr müsst den Bund mit dieser Familie sofort lösen.«

»Was habt Ihr erfahren?«

»Herr Hunyadi hat Teufelswesen in seinen Diensten. Grausame Tiere, die sich das Aussehen von Menschen geben können.«

Was meinte Pater Anton damit? Veronika bekreuzigte sich erschrocken und schmiegte sich enger an den kalten Stein, um kein Wort zu verpassen.

»Cilli, stopft Eurem Pfaffen das Maul!« Ein Stuhl wurde gerückt. Jemand war aufgesprungen. »Wie kann er es wagen, in meinem Haus solche Lügen über mich zu verbreiten?« Graf Hunyadi presste die Worte hervor, als wolle er sie mit den Zähnen zermahlen.

»Ihr habt recht, Johann«, pflichtete Cilli ihm bei. »Pater, seid Ihr von Sinnen, so eine Anschuldigung vorzubringen?«

»Ich weiß, was ich gehört habe«, erwiderte der Geistliche.

»Der Mann, der die Beichte abgelegt hat, hat dieses Teufelswerk mit eigenen Augen beobachtet. Seitdem ist er wie von Sinnen vor Angst. Euer Durchlaucht, ich bitte Euch noch einmal, die Verbindung mit dieser Familie aufzulösen. Ich

werde ihr gotteslästerliches Treiben der Inquisition vorbringen. Nach diesem Gespräch mache ich mich auf den Weg. Soll die Kirche Euch wirklich zu Graf Hunyadis Verwandtschaft zählen?»

Eine kurze Stille folgte, nur unterbrochen vom stoßweisen Atmen der Männer. Veronika konnte sich kaum vorstellen, wie sie reagieren mochten. Was geschah dort unten?

»Geht in die Kapelle und wartet dort«, sagte Cilli schließlich.

»Ich werde mit Graf Hunyadi allein über diese schweren Anschuldigungen reden. Anschließend schicke ich Euch einen meiner Männer, der Euch auf Eurer Reise begleiten wird.«

»Gut«, meinte Anton. Seine Stimme zitterte. »Aber ich werde nicht lange warten.«

Die Tür klapperte und rasche Schritte entfernten sich. Veronika blieb regungslos stehen. Konnte die Geschichte des Paters wahr sein? Teufelswesen im Dienst der Hunyadis? Aufgewühlt lauschte sie in die Stille hinein. Sie war sich sicher, ihr Onkel würde die Hunyadis jetzt zur Rede stellen.

»Wie konnte einer Eurer Männer darüber mit meinem Priester reden?« Cillis Stimme war wutverzerrt. »Wenn Euer Geheimnis nicht einmal bei Euren eigenen Getreuen sicher ist, kann ich gleich selbst zum Inquisitor gehen und Euch anzeigen!«

Veronika fuhr so heftig zurück, dass sie fast das Gleichgewicht verloren hätte.

»Ihr seid furchtsam wie ein altes Weib«, erwiderte Hunyadi bissig. »Nur weil Ihr erst seit wenigen Wochen Bescheid wisst, glaubt Ihr wohl, so etwas wäre noch nie vorgekommen. Keiner wird etwas erfahren. Euch ist doch klar, was wir tun müssen?« Für zwei Atemzüge hing seine Frage in der Luft, lange genug, um Veronika vor Grauen erstarren zu lassen.

»Ja«, knurrte Cilli. »Schickt Eure Teufelsgesellen schon los, Hunyadi. Die Rechnung für diese unselige Beichte werdet Ihr von mir allerdings noch bekommen.«

»Darüber reden wir später. Laszlo, informiere Gábor und Miklos und schicke sie zur Kapelle.« Hunyadi sprach geschäftsmäßig wie ein Kaufmann. »Sie sollen den Pater am besten gleich dort beseitigen, bevor er sich auf den Weg machen kann. Aus meinem Haus dringt nichts nach draußen. Los, geh schon!«

Wieder klapperte die Tür. Veronika lehnte sich gegen die Wand und hielt sich die Hand vor den Mund, um jeden Schrei, jedes Wimmern, jedes Geräusch zu unterdrücken. Sie wollten Pater Anton ermorden lassen! Und ihr Onkel ließ es nicht nur zu, er war mit ihnen im Bunde.

In was war sie da hineingeraten? Mit aufgerissenen Augen startete sie in die Dunkelheit. Am liebsten wäre sie zurück zu Elisabeth geschlichen, als ob nichts geschehen sei. Doch wenn sie das tat, wäre Pater Anton tot, bevor die Glocken das Öffnen der Stadttore verkündeten. Es war ihre Christenpflicht, ihn zu warnen.

»Herr, steh mir bei«, flüsterte sie, während sie ihren Rock raffte und so leise wie möglich die Stufen hinuntereilte. Sie erreichte den Gang, der zum Saal und seinem Nebenzimmer führte, doch auf der anderen Seite führte eine Tür auf den gepflaster-ten Hinterhof. Aus der Richtung der Pferdeställe hörte sie die Knechte und Wachmänner grölen, die immer noch die Hochzeit feierten. Sie zögerte, doch dann wurde ihr klar, dass sie niemanden um Hilfe bitten konnte. Woher sollte sie wissen, wer ein Mitwisser der Hunyadis war oder gar zu den Teufelswesen selbst gehörte? Ihr war kalt vor Angst.

Sie schlich über den Hof, wobei sie sich so weit wie möglich von den Ställen entfernt hielt. Der Rest des Hauses lag in schweigendem Dunkel. Aus den Fensterluken des Küchengebäudes roch es nach der Kohle der Herdstellen, deren Glut nie ganz erlosch. Direkt daneben befand sich die Kapelle. Erst als Veronika nur noch wenige Schritte entfernt war, sah sie den schwachen Schein der Kerzen, der durch die Türritzen

drang. Sie schob die schwere Holztür auf und trat hinein. Anton kniete vor dem Altar, das kahle Haupt bis zur Brust gesenkt.

»Pater Anton, Ihr müsst gehen, sofort«, rief Veronika. Ihre Sorge und Furcht machten sich in einem Schwall Worte Luft. »Mein Onkel und die Hunyadis wollen Euch umbringen lassen. Ich habe Euer Gespräch belauscht. Hunyadis Männer werden gleich hier sein!«

Mit einem Satz, den man ihm angesichts seiner Leibesfülle nicht zugetraut hätte, war Anton auf den Beinen. Sein Gesicht war so blass wie die Wand. Doch anstatt auf Veronikas Worte zu reagieren, starrte er sie nur an. Warum zögerte er? Sie hastete zu ihm und ergriff seinen Arm. Sonst hätte sie dies nie getan, doch nun war keine Zeit für höfischen Anstand. »Flieht, jetzt!«

»Ich ... aber ... woher soll denn ...«, stammelte der Geistliche. Doch plötzlich kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. »Frau Veronika, Ihr wisst gar nicht, in welcher finsternen Geschichte Ihr da geraten seid.«

Sie schüttelte den Kopf und wollte zu einer Antwort ansetzen, da hörte sie vom Hof draußen Schritte. Auch Anton hatte sie gehört. Seine Augen wurden groß vor Bestürzung.

»Es ist zu spät, versteckt Euch!«, flüsterte er. Er riss sich von ihr los und schubste sie nach vorne. »Der Altar«, formten seine Lippen lautlos. Veronika sprang mit der Kraft der Todesangst nach vorn und ließ sich hinter den Altarstein fallen. Gleich darauf hörte sie die schwere Holztür knarren.

»Pater Anton?«, fragte eine Männerstimme mit weichem Akzent.

»Ja.« Der Priester sagte dieses einfache Wort mit Grabesstimme. Veronika wagte nicht zu atmen.

»Ich sehe, Ihr wisst, warum wir hier sind.« Der Mann sprach ruhig und bestimmt.

»Ihr wollt mich töten, in einem gottgeweihten Haus?«

»Ein anderer Ort wäre mir lieber, Pater.« In der Stimme des Sprechers schien tatsächlich Bedauern mitzuschwingen.

»Doch es geht nicht anders.«

»Ihr Bestien, ich weiß, was ihr seid«, schrie Anton auf. »Tiere des Teufels, direkt der Hölle entstiegen.«

»Halt dein Maul, Kuttenträger«, mischte sich nun eine andere Stimme ein, heller als die erste und sehr viel aufgebracht. »Pfaffen wie du, ihr verbrennt Unschuldige zu Dutzenden.«

»Teufelsknecht, du beleidigst einen Mann Gottes!«

»Dafür hältst du dich vielleicht!« In der hellen Stimme schwang kalte Wut. »Aber ich weiß es besser. Du hast es nicht verdient, einen schnellen Tod zu sterben. Du solltest leiden, so wie du uns in den Händen der Inquisition leiden lassen wolltest!«

»Dann zeig mir doch deine wahre Natur, dämonische Kreatur«, rief Anton. »Ich habe keine Angst.« Doch seine Stimme zitterte.

»Miklos, halt dich zurück«, sagte der erste von Hunyadis Männern, der während des Wortgefechts still geblieben war.

»Du hast keine persönliche Fehde mit ihm.«

Der Pater begann auf Lateinisch zu beten.

»Miklos, nicht!«, rief der Mann aus, und seine dunkle Stimme klang überrascht. »Nicht auf diese Weise!«

Jemand keuchte. Unter das angstvolle Gemurmel des Paters mischte sich ein anderes, tieferes Geräusch, ein Belfern und Knurren, das vielfach gebrochen von den Kapellenwänden zurückhallte.

Es klang fremder als alles, was Veronika jemals gehört hatte, und es war eindeutig nicht menschlich. Sie krümmte sich vor Entsetzen und konnte doch nicht anders, als gebannt zu lauschen. Stoff zerriss, ein Krachen ertönte, wie wenn ein schwerer Leib sich auf dem Stein hin- und herwarf. Antons Gebet wich einem Wimmern, das Veronika das Herz in der Brust

erstarren ließ. Sie stopfte sich eine Faust in den Mund, um nicht zu schreien. Wenn sie nicht still hielt, würde das Ungeheuer auch sie finden.

Antons Wimmern entfernte sich vom Altar, verzweifelt hastige Schritte verrieten ihr, dass der Pater zu fliehen versuchte. Ein Klicken, wie von Krallen auf dem Steinboden, ein schriller Schrei, dann schlug ein Körper dumpf auf dem Boden auf. Ein Geräusch erklang, so bestialisch, wie es nur Luzifer selbst hervorbringen mochte, ein Reißen, als ob Zähne sich in Fleisch gruben. Der Pater röchelte, übertönt vom fauchenden Schnaufen des Ungeheuers. Veronika schloss die Augen und begann lautlos zu beten. Der metallische Geruch nach Kupfer erfüllte die Luft.

»Das reicht, Miklos, er ist tot«, sagte der Mann schließlich in scharfem Ton. »Lerne endlich, dich besser im Griff zu haben.«

Ein Tier jaulte auf. Veronika horchte angespannt. Würden die Männer und die Bestie nun gehen? Für einen Herzschlag verstummten alle Laute bis auf ein leises, unregelmäßiges Pfeifen.

»Was ist los, Miklos?«, ertönte wieder die Stimme des Mannes.

Voller Schreck erkannte Veronika das pfeifende Geräusch. Jemand schnüffelte. Schnüffelte so beharrlich, dass sich ihr die Nackenhaare aufstellten. Konnte die Kreatur sie etwa riechen? Plötzlich kratzten Krallen hektisch über den Steinboden, als etwas in Richtung Altar sprang.

Herr, erbarme dich meiner. Sie umfing ihren Kopf mit den Armen und presste sich gegen den Altarstein, wollte die Augen schließen, doch schon war das Wesen heran. Sie sah unheilig glänzende Augen und einen Höllenschlund mit spitzen Zähnen, dann wurde sie von einem pelzigen Körper zu Boden gedrückt. Scharf wie Klängen bohrten sich Zähne in ihre Schulter.

»Miklos, nein!« Jemand riss an dem Ungeheuer, das ihr ganzes Sichtfeld ausfüllte. Er schaffte es, das Tier von ihr herunterzuschieben.

Der Biss versengte ihre Haut wie glühendes Eisen, und Schlieren des Schmerzes begannen, ihre Sicht zu trüben. Sie sah zu dem Mann hoch, der sie überrascht anstarrte. Es war der Mann aus dem Gefolge Hunyadis, der Mann mit den uralten schwarzen Augen. Sie erkannte ihn, auch wenn sich sein Blick um Jahrhunderte von der ausdruckslosen Musterung heute Mittag unterschied. Dann senkte sich der gnädige Schleier der Bewusstlosigkeit über sie.